

Armut macht krank

Ein neues Gesundheitsprojekt in vier Stadtteilen

VON ANDREAS FRANKE

Die Stadt kehrt mit ihrer Gesundheitsberatung in die Stadtteile zurück. In Gostenhof (mit Muggenhof und Eberhardshof), St. Leonhard/Schweinau, Langwasser sowie Röthenbach-Ost und -West werden Gesundheitskoordinatorinnen eingesetzt. Sie sollen helfen, die „gesundheitliche Situation von Menschen in sozial schwierigen Lagen“ zu verbessern. Maßgeblich unterstützt wird das auf vier Jahre angelegte Projekt von der AOK Bayern.

„Es ist ein großer gesellschaftspolitischer Skandal, dass der Unterschied in der Lebenserwartung zwischen armen und reichen Menschen zehn Jahre beträgt“, sagt Fred-Jürgen Beier, Chef des Nürnberger Gesundheitsamts. Das habe nicht nur etwas mit der Gesundheitsversorgung zu tun, sondern auch mit den Lebensumständen, betont der Mediziner. Er hat sich schon lange auf die Fahne geschrieben, die „Folgen sozialer Ungleichheit“ zu reduzieren. Als Nürnberg 1990 drei stadtteilbezogene Projekte in der Gesundheitsförderung startet, beginnt seine Karriere bei der Stadt. „Damals war Nürnberg Trendsetter“, schwärmt Beier. Doch dann fiel das Angebot zur Jahrtausendwende dem Sparkurs zum Opfer. Jetzt, fast zwei Jahrzehnte später, knüpft die Stadt wieder an die alte Idee an. „Wir wollen die Gesundheitsprävention zu den Menschen bringen“, erklärt Oberbürgermeister Ulrich Maly. Die vier Stadtteile seien bewusst ausgewählt worden, weil dort überdurchschnittlich viele Menschen mit Migrationshintergrund leben und/oder Transferleistungen bezögen, so Beier. In jedem Stadtteil wird eine Gesundheitskoordinatorin eingesetzt. Sie sollen die Kontakte knüpfen zwischen Kindergärten und Schulen, Vereinen, Organisationen und anderen Beratungsangeboten, die bereits vor Ort sind. Das Projekt „Gesundheit für alle im Stadtteil“ läuft über vier Jahre. Starker Partner ist die AOK Bayern, die mit 1,7 Millionen Euro den Löwenanteil der Kosten trägt. Die Stadt zahlt 230 000 Euro. „Das neue Bundespräventionsgesetz bietet uns die Möglichkeit“, erklärt Hubertus Räder vom AOK-Vorstand das Engagement. Das Ziel sei, die Menschen „in ihren Lebenswelten abzuholen“. Auf die Bürger hören Mehr Bewegung, gesündere Ernährung, das sind nur zwei Themen, die aufgegriffen werden. Umwelt- und Gesundheitsreferent Peter Pluschke mahnt, den Menschen in den Stadtteilen den Raum für Bewegung zu geben, etwa in Parks. „Wir schauen auch nach den Hotspots der Einsamkeit“, sagt Beier. Vereinsamung sei eine Krankheitsursache, so der Mediziner. Die Frage: Wie könne man diese Menschen wieder aus der Isolation holen? Zunächst einmal wollen die Initiatoren das Projekt in den Stadtteilen bekanntmachen. Dann werden „Stadtteildiagnosen“ über den Gesundheitszustand erstellt, unter anderem durch Befragungen von Bürgern. Beier: „Gesundheitsförderung ist kein Fertiggericht. Wir müssen sie auf die Stadtteile abstimmen.“ Man wolle zuhören, was die Bürger vor Ort sich wünschen. (Siehe Standpunkt unten)

MEINUNG {DER STANDPUNKT}

Rückkehr in die Quartiere

Gesundheitsberatung kommt zu den Menschen

Hat die Stadt fast 20 Jahre ihrer Gesundheitsarbeit in den Stadtteilen verschlafen? „Nein“, sagen Oberbürgermeister Ulrich Maly und Gesundheitsamtschef Fred-Jürgen Beier. 1990 gestartet, fielen die drei stadtteilbezogenen Gesundheitsprojekte um 2000 wieder dem Rotstift zum Opfer (siehe oben). Wenn heute, 17 Jahre danach, solche Angebote wieder ins Leben gerufen werden sollen, dann sind fast zwei Jahrzehnte verschenkt worden, allen Beschwichtigungen zum Trotz. Von daher ist es gut, wenn – mit neueren Erkenntnissen der Prävention – Gesundheitskoordinatorinnen vor Ort wieder ihre Arbeit aufnehmen. Denn da hat der Leiter des Gesundheitsamts und engagierte Mediziner Beier schon recht: Es darf nicht sein, dass viel früher stirbt, wer weniger verdient, einen niedrigen Bildungsabschluss und womöglich noch einen Migrationshintergrund hat und in einem Stadtteil lebt, in dem es viel mehr Lärm und Umweltbelastung gibt. Positiv ist, dass das Nürnberger Projekt nicht nur viel Geld von der AOK (und damit den Beitragzahlern) erhält, sondern auch über vier Jahre geht. Das verspricht eine gewisse Kontinuität. Zu hoffen ist jedoch, dass hier nicht über einen längeren Zeitraum nur noch weitere Strukturen aufgebaut werden. Die Menschen vor Ort müssen sehr schnell merken, dass sich hier für sie etwas zum Besseren wendet.